

Die beiden letzten Fasten-Hirtenbriefe
vom 6. Febr. 1877 und 10. Febr. 1878
des nunmehr glorreich regierenden Papstes Leo XIII. als Cardinal-Bischofes von Perugia (damals Joachim Pecci).

Mitgetheilt von Dr. Marcellin Josef Schläger, Universitäts-Professor in Graz.

In unserer schnellebigen, mitunter recht seichten und oberflächlichen Zeit drängt ein Ereignis das andere, eine Begebenheit die andere, wozu natürlich auch die Tagesblätter ihr redlich Theil beitragen. Was heute noch das größte Aufsehen und Staunen erregt, das ist morgen schon wieder fast vergessen; wer heute noch bewundert, gefeiert, fast in den Himmel erhoben wird, an dem geht man in wenigen Tagen schon wieder gleichgültig vorüber! Ja, um es kurz zu sagen, es ist in unserer Zeit fast alles nur meteorartig. — Ähnliches gewahren wir auch auf literarischem Gebiete mit seiner Ueberproduction, derzufolge so manche herrliche Geistesproducte, wenn sie nicht den richtigen Verleger finden oder nicht dem herrschenden Geschmacke des Zeitgeistes zusagen, von der Kritik entweder übersehen oder nicht genügend beachtet, gewürdiget und gepriesen werden; sie verfallen nur zu bald der Vergessenheit und führen fast nur ein Eintagsleben.

Ähnlich scheint es auch den oben in der Ueberschrift bezeichneten beiden Fasten-Hirten schreiben ungeachtet ihres herrlichen, allgemeines Interesse erregenden und befriedigenden Inhaltes (zu welchem höchstens seinerzeit die Hirtenbriefe eines Cardinal Rauscher, Bischof Ketteler, Bischof Förster oder Cardinal Haulik heranreichten) und ihres hohen Auctors ergangen zu sein; denn obwohl z. B. der „Literarische Handweiser“ die meisten Erscheinungen auf theologischem und kirchlichem Gebiete in vorzüglicher Weise bespricht, so konnte ich doch in seinen Spalten über sie, außer einer einfachen Erwähnung ihres Erscheinens, keine eingehende Besprechung, die sie doch vollauf verdienen, in keiner Nummer derselben ausfindig machen, — worüber ich natürlich staunen muß. Und wenn sie auch schon vor mehr als einem Decennium erschienen sind, so dürfen sie doch gewiss nicht für „veralstet“ (auch so ein Schlagwort, womit man manches Gute abthun will) angesehen werden; nein, ihr Inhalt ist nicht veraltet, sondern bleibt immer neu und wahr und zeitgemäß und muss der Vergessenheit entrissen werden. — Da lobe ich mir doch die gute, frühere Zeit, in der es hieß: „Unius libri virum timeo!“ — Dafür ist jetzt in der Lectüre, ja selbst im Studium das: „multa, sed non multum“ an die Stelle getreten.

Also, um zum eigentlichen Thema zu kommen, diese beiden Fasten-Hirten schreiben handeln von der: „materiellen und sittlichen Cultur (Civilisation) und Kirche;“ aber es sind

nicht Hirtenbriefe in der gewohnten Form, sondern vielmehr gelehrt, wissenschaftliche, aber doch auch wieder gut verständliche Abhandlungen über obiges Thema in streng logischer, rhetorischer, stufenweise fortschreitender, schwunghafter Form (das 1. in 41, das 2. in 37 Druckseiten in Groß 8°), obwohl der hohe Auctor in seiner Bescheidenheit gegen Schluss des Ersten ausdrücklich bemerkt, dass er sich „nicht zur Aufgabe gestellt hätte, an Stelle eines Hirtenbriefes eine lange Abhandlung zu schreiben.“

Wir sehen ferner daraus, dass der Verfasser ein allseitig gebildeter, auf der Höhe der Zeit stehender, umfassend denkender Mann ist, der ebenso in den Wissenschaften und schönen Künsten, wie in der altklassischen, heiligen und profanen, nicht minder in der neueren, nicht bloß italienischen, sondern auch französischen, ja selbst deutschen Literatur bewandert ist und sie am rechten Orte zu verwerten weiß.

— Und wenn er nach seiner Erhebung auf den Stuhl Petri von seiner ersten Enzyklika: „Inscrutabili Dei consilio“ vom 21. April 1878 an, welche sich über die Wirksamkeit der katholischen Kirche, als der Mutter und des Hörtes aller wahren Civilisation verbreitet und somit die Fortsetzung und den Schluss gleichsam der beiden in Rede stehenden Hirten schreiben bildet, durch alle seine folgenden Enzykliken die ganze gebildete Welt, Clerus und Laien, Katholiken und Andersgläubige bis auf den heutigen Tag in gerechtes Staunen setzt, so entnehmen wir aus diesen beiden Hirten schreiben, wer und was dieser Mann schon früher, obwohl nicht in so weiten Kreisen bekannt, war und es widerlegt sich dadurch auch am Besten die vielverbreitete Annahme, dass dergleichen Schriftstücke gewöhnlich aus einer anderen Feder fließen, als aus der desjenigen, dessen Namen sie tragen.

In dieser Erwägung konnte und kann ich es mir nicht versagen, — mag man darüber denken, was man wolle, — vorläufig das erste dieser beiden Hirten schreiben vom 6. Februar 1877 aus einer vielseitig vielleicht zu geringen Beachtung heranzuziehen und eine mehr oder minder eingehende Wiedergabe desselben im Folgenden den geneigten Lesern zu bieten, umso mehr, als die ganze katholische Welt sich anschickt, im nächsten Jahre (1893) des hohen Verfassers fünfzigjähriges Bischofs-Jubiläum festlich zu begehen, von welchen fünfzig Jahren derselbe vom 19. Jänner 1846 bis zum 20. Februar 1878, also durch volle 32 Jahre, der Diözese Perugia als Bischof vorgestanden ist. Da der hohe Verfasser in diesem Hirten schreiben sein Thema: die materielle Cultur und die Kirche in logischer Ideenreihe in XVII längeren und fürzernen Abschnitten behandelt, so will ich diesen nach der guten Uebersetzung aus dem Italienischen von Dr. B. Liesen auch naturgemäß folgen und fast durchgehends den Auctor selbst sprechen lassen, indem ein Zusatz oder eine Wegnahme nur der Harmonie des Ganzen abträglich wäre.

I. In diesem Abschnitte, gleichsam einer Einleitung in das Ganze, beginnt der Verfasser mit der Pflicht seines Hirtenamtes, seinen geliebtesten Diözesanen, wie alle Zeit, die Wahrheit zu verkündigen, welche (Pflicht) sich in den traurigen Zeiten der Gegenwart noch gesteigert hat. „Vor allem“, sagt er, „müssen wir zu euch reden, um euch vor der Begriffsverwirrung zu schützen, welche man geschickterweise zu dem Zwecke hervorruft, damit man nicht mehr bestimmt unterscheiden könne, was als schlecht zu verwerten und was als gut und recht zu billigen sei“. Dieser Kampf gegen Gott und seine Kirche sei deswegen furchtbarer, weil er nicht mit ehrlicher Offenheit, sondern mit verlockender Hinterlist geführt wird; denn würden die mitten unter uns lebenden Gottlosen immer offen ihren gewollten Zweck heraussagen, so würde die Aufgabe um vieles leichter sein und es würden auch die Gläubigen den Verführern weniger Gehör geben. „Aber so geschieht es nicht; man nimmt im Gegentheile Worte zu Hilfe, welche verlockend klingen und mehr als einen einzigen und bestimmten Sinn haben; und ohne sie vorher nach ihrem Inhalte und Umfange zu erklären, wirft man sie als Lockspeise der neugierigen Zuhörerschaft vor.“

Von den vielen Beispielen einer solchen schlauen Kampfesweise will er nur von einem Worte reden, „welches die glaubenslosen Menschen so sehr missbrauchen“, nämlich von dem Worte Civilisation, „als ob zwischen ihr und der Kirche ein innerer Widerspruch und eine unversöhnliche Feindschaft bestände.“ Dieses Wort, an und für sich unbestimmt, „und welches diejenigen, die es gebrauchen, näher zu erklären sich nicht bemühen, ist zu einer Geißel geworden, womit man auf unseren Rücken schlägt, zu einem Werkzeuge, um die heiligsten Einrichtungen zu zerstören, zu einem Mittel, um sich die Wege zu bejammernwürdigen Verwüstungen zu bahnen. — Wenn das Wort Gottes und das Wort desjenigen, welcher hier auf Erden seine Stelle vertritt, zum Spotte dienen muss, so ist es die Civilisation, welche dies erfordert. Es ist die Civilisation, welche verlangt, dass die Zahl der Kirchen und der Geistlichen beschränkt, und umgekehrt die Orte der Sünde vermehrt werden. Es ist die Civilisation, welche Theater verlangt ohne höheren Geschmack und ohne Schranken der Scham. Im Namen der Civilisation lässt man dem abscheulichsten Bucher und dem unredlichen Erwerbe die Zügel schließen, und auch im Namen der Civilisation vergiftet eine unsittliche Presse die Gemüther und befudelt eine gemeinkäufliche Kunst die Augen durch schmußige Bilder und öffnet sich den Weg, die Herzen zu verderben“. In dieser Weise bleibt „im Schatten des Wortes Civilisation, das wie eine ehrwürdige Fahne aufgepflanzt dasteht, soviel als ausgemacht bestehen, dass nur auf unserer Seite die Schuld liegt, wenn die Civilisation nicht schneller weiter dringt und nicht zu glänzenderen

Erfolgen sich erhebt. — Hieraus nahm jener Kampf seinen Ursprung, welchen man als den Kampf für die Civilisation und Cultur zu bezeichnen beliebte, den man aber viel eigentlicher gewaltsame Unterdrückung der Kirche nennen müßte". Demgemäß wird es euch, Geliebteste, nicht Wunder nehmen, dass wir, beim Herannahen der Fastenzeit uns vorgenommen haben, vorzüglich von dieser Civilisation ausführlich zu handeln, um euch durch schlagende Beweise klar zu machen, dass alles Gute, was in diesem Worte enthalten und durch dasselbe ausgedrückt ist, uns in der Vergangenheit durch die Hand der heiligen Kirche zugekommen ist, und allein durch die mütterliche Sorgfalt der Kirche auch für die Zukunft erhalten werden wird."

II. „Wir wollen jedoch nicht, dass jemand mit Recht den Vorwurf gegen uns erheben könne, welchen wir soeben wider die Gegner gemacht haben, als ob auch wir uns solcher Worte bedienten, welche, wenn sie nicht gut nach ihrem Sinne erklärt werden, Verwirrung hervorbringen müssen. Die Wahrheit gewinnt nichts mit dieser Art der Behandlung, und ihr, Geliebteste, wisst, wie vor allem der Sieg der Wahrheit über den Irrthum uns immer am Herzen gelegen hat. Daher wollen wir vor allem anderen versuchen, euch den Sinn dieses so häufig gebrauchten Wortes klar zu machen, euch zuerst eine genaue Begriffsbestimmung dieses Wortes zu geben und dadurch unsere Darstellung klarer und geordneter zu gestalten“.

III. „Es ist bekannt, und auch selbst ganz kurzes Nachdenken reicht hin, um jeden davon zu überzeugen, dass der Mensch von Gott für die Gesellschaft bestimmt und derartig veranlagt ist, dass er ohne die Gesellschaft in keiner Weise leben könnte. — Bliebe das Kind sich selbst überlassen, so würde es schneller hinsinken, als die Blume, deren Leben nur wenige Stunden währt. — Wenn der Mensch etwas größer geworden, würde er, aus Mangel an Urtheil und Erfahrung, sich oftmals zu seinem Schaden täuschen, wosfern nicht jemand da wäre, der ihn führte, ihn unterwiese und anleitete, das Leben wohlständig einzurichten und ihn in den Stand setzte, anderen seine Dienstleistungen zu erweisen, wie die anderen sie ihm erwiesen. — Ist er zum Manne herangewachsen, was würde aus ihm werden ohne den vorsorglichen Schutz der Gesellschaft, deren Mitglied er ist? — Ein berühmter französischer Schriftsteller über Volkswirthschaft¹⁾ stellte, wie in einem Gemälde, die vielfältigen Wohlthaten zusammen, welche dem Menschen aus der Gesellschaft zuflossen, und es erregt Erstaunen, dasselbe zu beschauen. Nehmet und betrachtet den geringsten der Menschen, den untersten aus dem Handwerkerstande: er hat sonder Zweifel doch so viel, um sich, gut oder schlecht, zu kleiden; er hat so viel,

¹⁾ Friedrich Bastiat.

seine Füße zu beschuhren. — Wie viele Personen, wie viele Völker mussten nun aber nicht Hand anlegen, um für ihn diese armeligen Kleidungsstücke und Schuhe zu bereiten? Er führt ferner täglich wenigstens ein Stück Brot zum Munde: und wiederum, welche Anstrengung, wie viele Arme sind in Thätigkeit, um ihm zu dienen, — vom Bauersmann, der die Furchen des Feldes aufthut, um ihnen den Samen anzubauen, bis zum letzten, der das Korn in Brot verwandelt! — Jener Mann hat Rechte: es gibt Advocaten für die Vertheidigung, Beamte, um Urtheile zu erlassen, Soldaten, um sie zur Geltung zu bringen. — Er ist unwissend: es gibt Schulen, es gibt Männer, welche für ihn Bücher verfassen, andere, welche sie drucken, — und so weiter. — Er hat religiöse Triebe, er fühlt sich zu Gott hingezogen: es gibt zu seinem Dienste Mitbrüder, welche jede andere Beschäftigung bei Seite lassen, sich dem Studium der heiligen Dinge widmen, auf Vergnügen, Geschäfte und Familie verzichten, um jenen höchsten Bedürfnissen besser zu entsprechen. — Doch das möge genügen; denn es geht daraus klar genug hervor, dass es unumgänglich nothwendig ist, in der Gesellschaft zu leben, um die ebenso unabsehbaren als mannigfachen Bedürfnisse zu befriedigen."

IV. „Weil aber die Gesellschaft sich aus Menschen zusammensegt, die wesentlich vervollkommenfähig sind, so kann sie nicht unbeweglich stehen bleiben, sondern sie schreitet vorwärts und verfeinert sich. Ein Jahrhundert ererbt vom anderen die Erfindungen, die Entdeckungen, die gemachten Verbesserungen; und so erlangt die Summe der physischen, moralischen und politischen Wohlthaten einen wunderbaren Zuwachs. — Wer wollte die elenden Hütten der Völker in der Urzeit, die plumpen Geschirre, die unvollkommenen Geräthe mit alledem vergleichen, was wir im 19. Jahrhunderte besitzen? — Ist noch ein Vergleich möglich zwischen der Arbeit, welche von unseren sinnreichen Maschinen vollkommen ausgeführt wird, und jener, welche nur mit Mühe, und auch dann nur unvollkommen aus der Hand des Menschen hervorgiebt? — Gibt es auf der Welt einen Zweifel darüber, dass besser als die alten, schlecht angelegten Straßen, als die wenig sicheren Brücken, als die langsam und beschwerlichen Reisen, unsere Eisenbahnen sind, welche uns gewissermaßen Flügel verleihen und wie es scheinen will, unsere Planeten verengt haben; so sehr sind die Völker einander näher gebracht. — Uebertrifft unser gegenwärtiges Zeitalter an Milde der öffentlichen Gebräuche und an Feinheit der Umgangsformen nicht das rohe und derbe Verhalten der Barbaren, und haben sich die gegenseitigen Verhältnisse nicht veredelt? — Das politische System, wurde es nicht auch in mancher Hinsicht durch die Hilfe der Zeit und der Erfahrungen besser? — Wo ist heute die Privatrache noch gestattet, wo die Feuerprobe, das Wiedervergeltungsrecht? — Sind

die kleinen unabhängigen Lehengüter, die streitsüchtigen Städte und die zügellosen Landsknechte nicht verschwunden? — Es ist also eine thatfächliche Wahrheit, dass der Mensch in der Gesellschaft zur Vervollkommenung fortschreitet von dem dreifachen Gesichtspunkte der physischen Wohlfahrt, der moralischen Beziehungen zu sich selbst und zu dem Nächsten und der politischen Verhältnisse. — Nun bilden aber die verschiedenen Stufen, auf welchen die in der Gesellschaft vereinigten Menschen zu dieser fortschreitenden Entwicklung emporsteigen, die Civilisation oder Cultur. — Sie ist noch eine Anfängerin und in den Kindjahren, wenn die Bedingungen, unter denen der Mensch hinsichtlich jenes dreifachen Gesichtspunktes sich vervollkommenet, in einem spärlichen Maße sich verwirklichen; sie ist großjährig, wenn sie reichlicher; sie würde in den vollendeten Mannesjahren stehen, wenn sie vollständig sich erfülleten."

V. „Nachdem wir euch so den wahren Begriff der Civilisation gegeben haben, bietet sich uns die große Frage dar, welche in unseren Tagen die Welt in Aufregung hält: »Ist die Civilisation eine Pflanze, welche nicht gedeihen und ihre Früchte nicht bringen kann in einer Gesellschaft, die im Geiste Jesu Christi lebt, und in deren Mitte die katholische Kirche ihre Stimme als Mutter und Lehrerin vernehmen lässt? — Soll der Mensch verurtheilt sein, an Nichts sich zu betheiligen, was ihn in der physischen Ordnung, in den moralischen und politischen Beziehungen höher fördern kann, wofern er nicht der Kirche den Gehorsam aufzündigen und ihr den Scheidebrief geben will? — Diese Behauptung müsstest du aufstellen, wenn man sich an die Anschauungen, die fast allgemein sind, und an die Thatsachen halten wollte, wie sie dem Augenschein sich darstellen. Denn man müsstest ja folgern, dass diese Unversöhnlichkeit des Christenthums und der Kirche mit der Cultur wirklich vorhanden sei, da man geglaubt, zu einem erbitterten Kriege gegen die Kirche im Namen der Civilisation schreiten zu müssen, und dafür gehalten hat und noch dafür hält, dass alle Hoffnung auf bessere Zustände aufzugeben sei, wenn man nicht zuvor die Kirche abgethan habe. — Sehet hier, Geliebteste, die Frage, von der wir sagen, dass sie eine große, eine Lebensfrage ist: denn für den Fall, dass sie zu Ungunsten der Kirche gelöst werden müsste, würde es vielleicht kein Mittel mehr geben, um dem Absalle ihrer Kinder Einhalt zu thun, welche mit Recht empört sein müssten über eine Anstalt, welche sie zwänge, in barbarischen und uncultivirten Zuständen zu verbleiben.“

VI. „Aber diese Frage, an und für sich wichtig, gehört zu jenen, welche, um sich zu einem Gegenstande des ruhmreichsten Triumphes für die Kirche zu gestalten, nichts anderes verlangen, als ruhiges Nachdenken und ehrliche Umschau nach den Thatsachen.“

Und gerade nach diesen wollen wir sie, Geliebteste, behandeln, damit niemand von euch durch die Bosheit anderer getäuscht, oder zu leerem Verdachte gegen die Kirche verleitet werde. Indessen bringt uns der große Umfang des Gegenstandes selbst, der innerhalb der nothwendig engen Grenzen eines Hirtenbriefes nicht ganz zusammengedrängt werden kann, ein wenig in Verlegenheit. Es wird daher gut sein, die Abhandlung in Theile zu zerlegen. — Für diesesmal werden wir uns damit begnügen, zu euch zu reden von der Civilisation, insoferne sie die Verwirklichung jener Bedingungen ist, unter welchen der Mensch im Verkehre mit den Menschen sich vervollkommen hinsichtlich seines physischen und materiellen Lebens. — Dass wir von diesem Gesichtspunkte zuerst ausgehen, geschieht nicht ohne Plan und Ueberlegung; denn, abgesehen davon, dass er zuerst zur Entwicklung gelangt und deshalb auch zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist er zudem der bedeutendste, nicht wegen seines inneren Wertes, sondern wegen der verkehrten Richtung unserer Zeit, die vor allem ängstlich besorgt ist um die Dinge, welche die Sinne und das zeitliche Los des Menschen betreffen."

VII. „Ist es denn nun wirklich wahr, Geliebteste, dass der Mensch in der Kirche und durch Befolgung ihrer Lehren in Bezug auf seine physische Wohlfahrt behindert werde, jene Stufe der Civilisation zu erreichen, welche er erreichen würde, wenn er jeden Bandes und jeder Abhängigkeit von ihr ledig wäre? — Wie treffend sind hier jene bekannten Worte eines Schriftstellers, welcher der Kirche wahrlich nicht zu sehr geneigt ist. »Wunderbar! die christliche Religion, welche, wie es scheinen sollte, nur die Glückseligkeit des jenseitigen Lebens zum Ziele hat, hat auch die Glückseligkeit auf dieser Welt grundgelegt.«¹⁾ Und in der That, Geliebteste, erwäget einmal, dass als die erste Quelle des Wohlstandes die Arbeit gilt, aus welcher der öffentliche und Privatreichthum, die Verfeinerung der Stoffe und die sinnreichen Erfindungen entspringen. Wer hat nun aber die Arbeit, mag man sie in ihrer niederen Art, der Handarbeit nämlich, betrachten, oder in ihrer edleren, dem Studium der Natur, um deren Kräfte zu erforschen und für die Lebensbedürfnisse anzuwenden, jemals mehr gefördert, als die Religion Jesu Christi, welche in der Kirche rein und unverfälscht bewahrt wird? Die Arbeit ist stets verachtet worden und wird noch verachtet, wo das Christenthum seine wohlthätige Herrschaft nicht ausbreitet. Aristoteles nannte sie Sache der Unfreien,²⁾ und mit demselben Namen belegte sie Platon.³⁾ — Die Handwerker, welche für die Kirche allezeit Gegenstand ihrer liebvoltesten Sorgfalt gewesen sind, wurden von den Griechen nicht einmal

¹⁾ Montesquieu, Esprit des lois, XXIV, 3. — ²⁾ Polit. III 3 VIII, 2.
— ³⁾ De republ. 2.

des Namens von Bürgern für würdig erachtet, sondern auf eine Linie mit den Sklaven gestellt.¹⁾ Der freie Mann, im Besitz aller Rechte, arbeitet nicht, er hat selbst gegen die schönen Künste Abneigung; er muss als freier Mann sich zeigen im Theater, in dem Verkehr mit den Freien und dadurch, dass er in den Versammlungen mit einer müßigen Veredsamkeit Prunk treibt. — Von diesen Gewohnheiten Griechenlands wichen die der Römer nicht viel ab. Jener berühmte Philosoph und Redner Marcus Tullius verachtete die Arbeit derart, dass er Arbeiter und Handwerker zu den Barbaren und Leuten ohne alle Bedeutung rechnete.²⁾ — Terenz, ein guter Zeuge für die Anschaulungen, die in dem Rom seinerzeit beliebt und maßgebend waren, gibt uns zu verstehen, dass derjenige des Ansehens und der Ehre für würdig galt, welcher sein Leben mit Nichtstun zubrachte, und nicht jener, welcher es durch seine Arbeit fristen musste.³⁾ Was die angenehmste Beschäftigung der freien Römer war, das hat uns Juvenal⁴⁾ gelehrt, nämlich: „durch kriechendes oder anmaßendes Benehmen die Reichen dahin zu bringen, dass sie Brot und blutige Spiele (panem et Circenses) geben.“ — Das, Geliebteste, war das Los der Arbeit bei den zwei gebildetsten Völkern des Heidenthums, und bei anderen ist es niemals besser gewesen und ist es auch zur Stunde noch nicht. — Wie die alten Deutschen, nach der Darstellung des Tacitus,⁵⁾ die Arbeit verabscheuten, so sehen wir auch noch heutigen Tages bei den Völkern, welchen das Licht des Evangeliums mangelt, dieselbe Abneigung fortdauern. In Indien würde ein Brahmine, das ist ein Mitglied der höchsten Kaste, sich als verunreinigt ansehen, wenn er einen Paria auch nur anrührte. Die Wilden in Nordamerika enthalten sich von der Arbeit und legen sie dafür ihrem Weibe auf, das sie wie eine Sklavin behandeln. Ja, wenn wir der Meinung einer berühmten Zeitschrift beipflichten wollten, so müssten wir behaupten, dass auch in unserer Mitte, trotzdem wir zu einer so hohen Culturstufe gelangt sind, die Arbeit fast nur noch mit Worten geehrt wird. Während man sich vor dem Reichen grüßend verneigt, macht man wahrlich nicht das freundlichste Gesicht gegen denjenigen, dessen Hand von den Werkzeugen seines Geschäftes Schwülen zeigt.⁶⁾

Dieser Stand der Dinge wurde ein anderer, seitdem der Hauch der christlichen Religion in dem weiten Gebiete der menschlichen Gesellschaft rings zu wehen begann. Für sie hatte die Arbeit zunächst eine übernatürliche Würde; denn Jesus Christus, der wahre Sohn Gottes, wollte dem armen Zimmermann von Galiläa, unterthänig sein, und Er selbst hielt es nicht unter seiner Würde, in der Werkstatt zu Nazareth seine gebenedeiten Hände zur

¹⁾ Polit. II. 1. — ²⁾ Quaest. Tusc. V, 36. — ³⁾ Eunuch. II, 2. — ⁴⁾ Satir. X, 81. — ⁵⁾ German. XIV, 15. — ⁶⁾ Revue des deux mondes, tom. 61, pag. 70.

Arbeit zu röhren. Durch ihrer Hände Arbeit wollten die von Jesus Christus gesandten Apostel sich ihren Lebensunterhalt erwerben, ihren Brüdern nicht zur Last fallen, sondern im Gegentheile selbst noch die Bedürftigen unterstützen.¹⁾ — Was dann die Kirchenväter anbelangt, so scheint es, als ob sie keine Worte finden könnten, welche ihrem lebhaften Wunsche entsprächen, die Arbeit zu verherrlichen und sie bei allen in Würde und Ansehen zu sezen. Der hl. Ambrosius²⁾ und der hl. Augustinus³⁾ rühmen sie wegen ihres Nutzens. Der hl. Johannes Chrysostomus hebt besonders hervor, dass die Arbeit, indem sie uns als Sühne für die Sünde auferlegt ist, zugleich auch als Übungsmittel dient, um die sittliche Kraft unserer Natur zu stärken. Die Arbeit befähigt endlich den Menschen, nicht nur für sich selbst das Nöthige zu leisten, sondern auch den anderen beizustehen.⁴⁾ — Das sind herrliche und wahre Auffassungen der Arbeit, alle christlich, alle hervorgegangen aus der Präge der Kirche, und sie übt, wie es ihr eigen ist, einen mächtigen Einfluss aus, dass sie in Thaten und Einrichtungen Leib und Leben gewinnen.

Das Mönchthum, welches geradezu für die Arbeit und insbesondere für den Ackerbau bestimmt wurde, füllte seinen Platz in der Gesellschaft aus und leistete in glänzender Weise seine kräftige Beihilfe für das allgemeine Wohl. Wir, die wir von dieser großartigen Schöpfung durch die dreizehn Jahrhunderte, die seitdem verflossen, getrennt sind und uns auf unsere Industrie und unseren Fortschritt nicht wenig einbilden, haben übersehen und vergessen, unter welchen Zeitverhältnissen sie entstand, wie Großes sie geschaffen hat und wie viel in dieser Hinsicht gerade die Civilisation ihr verdankt. Welches Lob gebürt nicht jenen armen Mönchen, die einen so kräftigen Antrieb gegeben haben, um das Leben glücklicher und schöner zu gestalten? — Wir leben jetzt in einer Zeit, wo die Arbeit überall befördert wird, wo der Besitzer großer Capitalien in der Arbeit die Mittel sucht, sie zu vermehren; wo der Reichtumsbesitzer dieselben Wege betritt, um zum gewünschten Reichthum zu gelangen. Jene heiligen Männer dagegen, welche sich unter der Zucht der Kirche zum gemeinsamen Leben vereinigten, lebten in Zeiten barbarischer Einfälle, in Zeiten der Verwirrung, wo niemand sich für die Arbeit begeisterte und jeder, welcher einen kräftigen Arm hatte, ihn nicht besser gebrauchen zu können vermeinte, als zum Dienste irgend eines raubgierigen Abenteuerers und um Mord und Verwüstung anzurichten. — Ungeachtet so ungünstiger Verhältnisse vertheilten sie sich über das zur Wüste gewordene Europa, um sein Antlitz zu ändern und es mit einer blühenden Cultur zu bereichern. — Versetzen wir uns einmal in Gedanken in jene Zeiten, Geliebteste,

¹⁾ Apostelg. XX, 34. 35 — ²⁾ De vita beata I, 6. — ³⁾ De oper. monach. 3.
— ⁴⁾ Constit. apost. VII, 12.

und erwägen wir, welches wirksame und nützliche Beispiel diese Männer damals gaben. Während sie mit einer ärmlichen Kleidung zufrieden waren und mit einer Nahrung sich begnügten, die eben ausreichte, sie am Leben zu erhalten, erhoben sie sich zum Gebete, um sich auf das Feld zu begeben, durchfurchten dort mit dem Pfluge die Erde und vertrauten ihr den Samen an, dessen Ernte hinreichen sollte, die Armen, die Pilger, ja ganze Länderstriche mit Brot zu versorgen — oder sie verlegten sich darauf, mit großen Anstrengungen Straßen zu bauen, Brücken zu schlagen, um die Verbindung der Länder untereinander bequemer und Handel und Verkehr leichter und sicherer zu machen. — Welchen Nutzen müßte nicht die menschliche Gesellschaft aus den Erfahrungen jener gewinnen, welche, nachdem sie mit Geduld durch gemeinsame Kraft und Einsicht hin und her versucht, endlich es erreicht haben, die Sümpfe trocken zu legen, die Flüsse einzudämmen, zerstreute Quellen zu sammeln, um sie zur Bewässerung des Bodens zu verwerten; und das alles in so sinnreicher Art, daß nach dem Zeugniß eines bekannten Geschichtsforschers, auch die Modernen, trotz der Fortschritte der Naturwissenschaften, von diesen alten Klosterbewohnern noch etwas lernen könnten.¹⁾

Wedoch nicht bloß die schlichten und vom Ackerbau fast unzertrennlichen Künste gewannen Wachsthum und Leben durch die Arbeit der Mönche, welche von der Kirche den Geist und die Leitung hatten, sondern auch die Handwerke und freien Künste fanden kein sichereres Asyl und kein besseres Arbeitsfeld, als die Kirchen, die bischöflichen Höfe und die Klöster. In diesen Stätten wurden die Handwerke aus ihrem rohen Zustande befreit und verfeinert, die freien Künste begannen hier zuerst Funken zu werfen, welche später zu wunderbar hellem Feuer erwachsen sollten. Wenn demnach die Arbeit die Quelle des Reichthumes, und der Reichthum eines Landes ein Zeichen der Civilisation ist, insoferne der Mensch dadurch hinsichtlich seiner physischen und äusseren Wohlfahrt vervollkommen wird, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kirche geschichtlich unbestreitbare Rechte hat auf dankbare Anerkennung von Seite der menschlichen Gesellschaft, und daß ein Kampf gegen sie, im Namen und Interesse der Civilisation, ebenso widerfinnig als ungerecht ist."

VIII. „Diese offenkundige Widersinnigkeit und Ungerechtigkeit tritt für denjenigen immer klarer hervor, welcher sich bemüht, unsere Geschichte zu befragen, die aber die Feinde der Kirche, voll von Parteileidenschaft und Vorurtheilen, wie sie sind, entweder nicht lesen oder nur zu schnell wieder vergessen, sie gelesen zu haben; und sie wissen recht gut, warum: man will sich von der Kirche los sagen, von der man behauptet, daß sie unfähig sei, die Civilis-

¹⁾ C. Cantu, storia degl' Italiani.

sation und die herrlichen Fortschritte, für die man schwärmt, zu fördern. — Aber wenn man die Geschichtsdenkmäler unseres Vaterlandes nicht den Flammen übergibt, so muss man gestehen, dass die menschliche Gesellschaft in Italien niemals zu einem so hohen Fluge der Civilisation sich erhoben hat, als zur Zeit, wo sie vom christlichen Geiste belebt und umgeben war von katholischer Atmosphäre. Wir möchten in der That wissen, ob, trotz der Brählsucht und Ueberhebung unserer Zeit, verständige Menschen zu behaupten wagen, dass, was politische und industrielle Größe betrifft, wir heutzutage auf dem Wege seien, unsere in Wort und Werk katholischen und glaubenstreuen Väter zu übertreffen! — Benedig, Genua, Pisa, Luca, Florenz und andere italienische Städte und Landschaften entfalteten, da sie der Auctorität der heiligen Kirche willig folgten und voll des Glaubens waren, der in den großartigen Basiliken, in den reich ausgestatteten Anstalten der christlichen Liebe sein bleibendes Andenken eingegraben hat, eine Machtfülle, welche, wenn die Zeit und die unvollkommenen Mittel in Ansatz gebracht werden, die Macht der blühendsten heutigen Nationen übertrefft. — Das ionische und schwarze Meer, Afrika und Asien bildeten den Schauplatz der Handels- und Kriegsthaten unserer Vorfahren; dort machten sie wichtige und nützliche Eroberungen, und während drausen, gesürchtet und geehrt, ihr Banner flatterte, waren sie daheim nicht müfig: sie pflegten Künste und Handel und vermehrten in jeder möglichen und ehrenhaften Weise den Privat- und öffentlichen Wohlstand. Die Industriezweige in Wolle, Seide, Goldschmiedekunst, Glasbrennerei und Papierbereitung bildeten in Florenz, Pisa, Bologna, Mailand, Benedig, Neapel ein sehr einträgliches Gewerbe für Tausende und Abertausende von Arbeitern, sie zogen unseren Waren das Gold und den Zusammenfluss der Fremden herbei. So entstand dann der Luxus, der allerdings von Alighieri, auch von Villani, von Varchi und fast von sämmtlichen Chronisten sehr scharf verurtheilt wird; er war die Frucht des durch jenen Handel gewachsenen Reichthums. — So stieg auch die Entfaltung und der Glanz der schönen Künste, die in der Regel sich einfinden, um die Muße eines wohlhabenden und angenehmen Lebens zu versüßen. Die Namen eines Giotto, Arnolfo, Brunellesco, bis herab zu denen eines Pietro Perugino, Raffael, Tizian, Bignola, Palladio und unzähliger anderer bilden den würdigen Rahmen zu dem Gemälde, welches den wunderbaren Fortschritt jener Cultur darstellt, die sich von der Unterwerfung unter die Kirche nicht loszumachen und nicht ungläublich zu werden brauchte, um unbehindert auf den Bahnen der Civilisation fortzuschreiten und dem Leben Anmut und Zauber zu verleihen."

IX. „Aber die Kirche hat nicht nur das unbestreitbare Verdienst, die Arbeit geadelt und geheiligt zu haben; sie hat

nicht nur den Ruhm, dass die von ihr geleitete und befeelte menschliche Gesellschaft auf dem Wege der Civilisation rasche Fortschritte mache; sie hat ein noch edleres Verdienst und einen noch helleren Ruhm, welche darin liegen, dass sie die Menschen in der vernünftigen Mittelstraße erhält und dadurch jene Ausschreitungen des Industrialismus verhindert, wodurch dasjenige zu einer Quelle der Barbarei und der Unterdrückung wird, was, mit weisser Maßhaltung geübt, ein Mittel ist, wünschenswerte Vortheile und ehrlichen Wohlstand zu erwerben. Die modernen, vom Unglauben angestieckten Schulen der Volkswirtschaft sehen die Arbeit als höchstes Ziel des Menschen an und schätzen ihn selbst als eine, mehr oder minder preiswürdige Maschine ab, je nachdem er mehr oder minder für die Production tauglich sich erweist. Daher entspringt dann das völlige Absehen von dem sittlichen Wert des Menschen, daher jener ungeheure Missbrauch der armen und geringen Leute von Seite solcher, die darauf aussehen, sie zu ihrem Vortheile auszubeuten. — Wie bittere und offenkundige Klagerufe müssten wir nicht vernehmen, selbst aus den Ländern, welche den Gipfel der Civilisation erreicht haben wollen, wegen der dem Arbeiter, welcher im Schweiße des Angesichtes sein Brot verdienen muss, auferlegten übertriebenen Zahl der Arbeitsstunden! — Und die armen Kinder, die in die Fabriken geschickt werden, um unter übermäßigen Anstrengungen hinzufiechen, — müssen sie nicht den christlichen Beobachter mit Schmerz erfüllen, nicht feurige Worte aus jedem edlen Herzen hervorrufen und den Regierungen und Kammern nicht die Pflicht auferlegen, Gesetze ausfindig zu machen, um jenen unmenschlichen Handel zu verhindern? — Wenn die christliche, im Gutesthun unermüdliche Liebe nicht durch die Kleinkinder-Bewahranstalten und Asyle zu hilfe käme, wie viele Kinder würden nicht sich selbst überlassen bleiben in unserer Zeit, wo die Arbeitswuth nicht nur den Mann, sondern auch die Mutter vom häuslichen Herde wegreißt? Ach! Geliebteste, wenn wir diese Thatsachen sehen, können wir das Gefühl des Unwillens gegen diejenigen nicht zurückhalten, welche so in humanen Händen das Geschick der angeblich von ihnen warm gehegten Civilisation anvertrauen möchten! — Und das ist noch nicht das Schlimmste; denn jene übermäßige Arbeit richtet auch, während sie den Körper entnervt und seine Kräfte verzehrt, die Seelen zugrunde, in denen sie das göttliche Ebenbild und Gleichen nach und nach ausstilgt. Indem man die Menschen vollständig an die Materie gekettet und in dieselbe versunken und begraben hält, wird das geistige Leben in diesen armen Opfern der wieder heidnisch gewordenen Arbeit ersticken. Alles, was den Menschen erhebt, was ihn zu dem macht, wozu Gott ihn bestimmt hat, nämlich der König der erschaffenen Welt, ein Kind Gottes, der Erbe des Himmelreiches zu sein, verdunkelt sich vor

ihren Augen und fällt der Vergessenheit anheim; wohingegen alles, was im Menschen an sinnlichen und thierischen Trieben liegt, ohne alle Zügelung sich überlassen bleibt. — Angesichts dieser, von der Habsucht und mitleidslosen Härte so übel zugerichteten Wesen, fragt man sich mit Recht, ob diese Förderer der Civilisation ohne die Kirche und ohne Gott, anstatt uns zum Fortschritte zu führen, uns nicht vielmehr um viele Jahrhunderte zurückwerfen, indem sie uns wieder in jene traurigen Zeiten versetzen, wo die Sclaverei einen so großen Theil der menschlichen Gesellschaft zertrat, und der Dichter Juvenal bekümmert ausrufen musste, dass das Menschengeschlecht nur noch für den Zeitvertreib einiger Weniger da sei?

Wer aber zügelt nun die maßlose Hast, von der unsere Zeit getrieben wird, besser, als die katholische Kirche, die, während sie einerseits alle zur Arbeit einladet, anderseits mit übernatürlicher Weisheit auch die tauglichsten Mittel anwendet, den Missbranch der Arbeit zu verhindern? Oder — um davon zu schweigen, dass für sie die Worte Humanität und brüderliche Liebe nicht leerer, sinnloser Schall sind — wer wüsste nicht, welchen bedeutenden Einfluss, um die Härte der Arbeit zu erleichtern und ihre mühevolle Dauer zu unterbrechen, die christlichen Sonn- und Feiertage ausüben, die von Woche zu Woche religiöse Freude im Schoße der großen Familie aller Gläubigen verbreiten? — Ja, diese schönen Tage kommen, um den Körper mit Ruhe und die Seele mit unaussprechlichen Tröstungen zu erquicken! Da schüttelt der geringe Mann den Staub des Ackers und der Werkstätte von seinen Schultern ab und atmet in seinem Sonntagskleide freier auf. Er erinnert sich daran, dass Gott ihn nicht nur erschuf, um ewig im Wagenjoche der Materie zu ziehen, sondern um Herr über sie zu sein. Für ihn ist dort die Sonne da, welche ihm ihren lebenserweckenden Strahl frei zusendet; für ihn jene Hügel, welche ihm ihren berauschenden Duft zuwenden; für ihn die Wiesen, worin er mit seinem Weibe und den lieben Kindern sich ergeht; für ihn jene Gaben Gottes, womit sein bescheidener Tisch heute mehr als sonst bereichert erscheint. — Und tritt er ein in die Kirche, wohin die Stimme der Religion ihn ruft: so findet er dort selige Freuden, die er sonst nirgendwo antreffen kann; die Harmonien heiliger Gesänge ergözen sein Ohr, sein Auge wird befriedigt von dem Anblicke kostbarer Marmorgebilde, der ernsten, architektonischen Linien des Gotteshauses. Aber vor allem bewegen und läutern sein Herz die Worte des Dieners Gottes, welche ihn an die Erlösung erinnern, an seine Pflichten, an seine unsterblichen Hoffnungen; an solchen Tagen hören die unschuldigen Familienfreuden auf, ein bloßer Wunsch zu sein, sie werden zur That! In der Seite seines Weibes und umgeben von seinen Kindern, übt der Mann fürwahr die edelste und lieblichste Souveränität aus; er

kennt seine Unterthanen, welche ja in seinem Herzen einen so großen Platz einnehmen, und er ist auch von ihnen wohl bekannt; ihren Bedürfnissen wird gebürende Achtung geschenkt und die Liebe zur Arbeit wird angereizt von der Sparsamkeit, dieselben zu befriedigen. In dieser Weise entspringt aus der Sonntagsruhe sowohl in physischer als auch in moralischer Hinsicht eine Erholung, und was man gewöhnlich ein verwerfliches Müßiggehen nennt, das ist nun eine stärkende Ruhe, denn, nachdem sie genossen ist, wird die Arbeit mit vermehrter Kraft und ohne jenen Widerwillen wieder aufgenommen, welchen die Arbeit, als eine Verurtheilung und Strafe angesehen, nach sich zieht. — Was hätten wir aber, Geliebteste, hier nicht alles zu sagen über die schlechte Gewohnheit, welche überall und auch bei uns immer mehr einreißt, diese Tage zu entheiligen, welche allerdings Tage des Herrn, aber ebenso auch Tage des Menschen genannt werden könnten! Wie thut es dem Herzen wehe, wenn man zum beklagenswerten Abergernisse gewahrt, wie die Läden offen stehen, die Gewerbetreibenden ihren gewöhnlichen Hantierungen nachgehen, die Fabriken nicht stillgestellt, die Geschäfte nicht unterbrochen werden, um dafür einem unendlich wichtigeren Geschäfte, das ist seiner Seele, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; um sich auf die Erkenntnis jener Wahrheiten zu verlegen, welche uns hier in der Zeit den rechten Weg führen und unser Los in der Ewigkeit sichern müssen! — Nein, Geliebteste, eine Arbeit, welche auf Kosten der Ehre Gottes und der heiligsten Pflichten verrichtet wird, sie wird nimmer den öffentlichen oder Privatwohlstand zu vermehren vermögen. Gerade das Gegenteil tritt ein, und wahr ist, was ein berühmter Ungläubiger des vorigen Jahrhunderts schrieb: „Das Volk braucht nicht bloß Zeit, um sich sein Brot zu verdienen, es braucht ebenso Zeit, um dasselbe mit Befriedigung zu genießen; ansonst wird es dasselbe nicht auf die Dauer verdienen.“ (Rousseau.)

(Fortsetzung folgt.)

Marianisches Niederösterreich.

Stätten der Marienverehrung im Lande unter der Ens.

Von Josef Maurer, Pfarrer in Deutsch-Altenburg.

Marienvorträge, welche an die bevorzugten und geschichtlichen Stätten der öffentlichen Verehrung der Gottesmutter im Lande sich anschließen, sind erfahrungsmäßig von großem Interesse und Nutzen für das Volk; die historischen oder legendarischen Daten für die Marienverehrung, gesammelt und zusammengestellt, sind ferner eine erwünschte Fundgrube für das Studium und den Vergleich des kirchlichen Lebens und Cultus in einem Lande; daher wird es erwünscht sein, wenn hier in ähnlicher Weise, wie im Jahre 1888 „das marianische